

Als einführendes Werk für die Hochschulbildung eignet sich das vorliegende Bändchen durchaus; insbesondere sind die auf die Reflexion der Gegenwart ausgerichteten Kapitel mitamt ihrem Fokus auf den gesellschaftlichen und kulturellen Bezügen der Liturgie die Stärke dieser Publikation. Sie lässt sich auch für die katholische Liturgiewissenschaft empfehlen, gerade wenn es darum geht, den Studierenden einen ersten Eindruck über die Diskurse an der Schwesterfakultät zu geben. Gerade weil die jeweiligen liturgiewissenschaftlichen Fachkulturen in ihrer Fachkonzeption nicht deckungsgleich sind, ist der ökumenische Einblick bereits während des Studiums sinnvoll. Diese ökumenische Sensibilität gelingt auch dem Autor, der nicht nur die katholische Standortbestimmung der 1990er-Jahre kennt, sondern auch immer wieder einen Seitenblick auf die katholische Liturgie und -wissenschaft wirft. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn die Ökumene in diesem Buch nicht bei der im deutschen Diskurs weiterhin prominent anzutreffenden evangelisch-katholischen Dualität stehenbleiben, sondern die Ostkirchen bemerkbarer einblenden würde, zumal durch die Migration orthodoxer und orientalischer Christinnen und Christen in den letzten Jahrzehnten diese Kirchen auch im Alltag präsent sind. Basiskenntnisse über die ostkirchliche und überhaupt die internationale Liturgiewissenschaft dürften heute zu den Lernergebnissen dazugehören, die man mit Studierenden erarbeiten sollte.

Linz

Predrag Bukovec

♦ Wegscheider, Florian: Der liturgische Advent. Eine liturgiehistorische und heortologische Untersuchung der Ursprünge und Anfänge einer Vorbereitungszeit auf das Geburtsfest Christi (Studien zur Pastoral-liturgie 46). Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2021. (263) Kart. Euro 42,00 (D) / Euro 43,20 (A) / CHF 43,45. ISBN 978-3-7917-3257-2.

Die an der Fakultät für Theologie der Katholischen Privat-Universität Linz angenommene Dissertation von Florian Wegscheider eröffnet neue Erkenntnisse über die Ursprünge des Advents als Vorbereitungszeit hin auf das Weihnachtsfest. Die Studie beleuchtet zunächst den aktuellen Forschungsstand zur Heortologie (Wissenschaft von den Festen und Festzeiten)

der zentralen weihnachtlichen Feste Nativitas (Geburt Jesu Christi) und Epiphanie (Erscheinung des Herrn) sowie einer Vorbereitungszeit auf diese Feste. Das Resümee darüber fällt kritisch aus, da „keine einheitliche Forschungsmeinung zur Entstehung des Advents existiert“ (51). Der Verfasser sieht sich daher veranlasst, eine eigene Methodik zu entwickeln, die es erlaubt, die „ältesten Quellen“ zu finden und auszuwerten, welche „einen Hinweis auf die Ursprünge des Advents liefern“ (51).

Dazu eruiert der Verfasser eine Reihe von Quellentexten aus dem 4. und 5. Jahrhundert, die unter paläografischen, papyrologischen bzw. kodikologischen, intertextuellen, literarkritischen und liturgiehistorischen Gesichtspunkten analysiert werden (52). Zu diesen Quellentexten gehören die Beschlüsse der Synode von Saragossa im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts (67–80), der „Brief einer Asketin“ (MS 190 St. Gallen) (81–96), der Rotulus von Ravenna aus dem 5. Jahrhundert mit seinen „Adventorationen“ aus dem Umkreis des Bischofs Petrus Chrysologus (97–154), mehrere Predigten Maximus I. von Turin, die der Verfasser mit hoher Plausibilität in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts datiert, sowie aus dem christlichen Osten zwei Predigten von Proklos von Konstantinopel aus demselben Zeitraum (185–216) und schließlich zwei weitere Homilien des Antipater von Bostra (im heutigen Syrien gelegen), vermutlich aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts (217–242).

Bezüglich der östlichen Texte kommt der Verfasser zu dem Schluss, „dass keiner einen relevant auszumachenden Hinweis auf eine Vorbereitungszeit auf das Nativitas-Fest besitzt“ (243) und dass diese (und einige weitere in der wissenschaftlichen Literatur angeführten) Texte demzufolge kein tragfähiges Fundament für die gängige These bilden, dass oströmische Advent-Ursprünge für die Entwicklung im Westen, insbesondere in Ravenna ausschlaggebend gewesen seien (243). Vielmehr liegen die historisch ältesten Nachweise für die Ausgestaltung einer Vorbereitungszeit auf das zunächst noch im Vordergrund stehende Epiphanie-Fest, bald aber auch schon auf das Nativitas-Fest in den Beschlüssen der Synode von Saragossa aus dem Jahr 380 und in dem darauf Bezug nehmenden „Brief einer Asketin“ um das Jahr 400. Maximus I. von Turin sowie der Rotulus von Ravenna, kombiniert mit Predigten des Petrus Chrysologus, profilieren dann kurze Zeit später

vorbereitende Tage auf das Geburtsfest hin, wobei christologische Aspekte, die die damals aktuellen Lehrkontroversen um das Verhältnis von Gottheit und Menschheit in Jesus Christus thematisieren, die ausschlaggebenden Faktoren für die liturgische Ausprägung dieser Vorbereitungstage gewesen sein dürften. Vorsichtig bringt der Verfasser schließlich die Hypothese ins Spiel, dass der christliche Osten die Herausbildung einer liturgischen Vorbereitungszeit auf das Nativitas- und das Epiphanie-Fest aus diesen lateinisch-westlichen Ursprüngen sukzessive übernommen haben könnte. (245–250)

Mit dieser Studie zeigt der Verfasser auf eindrückliche Weise, dass die Geschichte des liturgischen Advents neu zu schreiben ist, und er legt dazu das Fundament im Hinblick auf seine ersten Entstehungskontexte und Entwicklungsphasen. Die Analysen der Quellentexte sind dabei sehr sorgfältig, umsichtig und mit der nötigen kritischen Distanz zu gängigen Theoriebildungen durchgeführt. Der Verfasser bleibt in allen seinen Schlussfolgerungen am Befund der Quellen orientiert und findet so zu einer neuen Grundlegung für die Frage nach den Ursprüngen der liturgischen Adventszeit.

Neben den liturgiehistorischen und herortologischen Erkenntnissen ist für die Liturgiewissenschaft bemerkenswert, dass offenbar auch die gottesdienstliche Akzentuierung einer Vorbereitungszeit auf Weihnachten nicht aus der „*lex orandi*“ (einer aus dem gottesdienstlichen Leben heraus erwachsenen Tradition und Regel), sondern aus spannungsvollen Debatten und Entwicklungen um die „*lex credendi*“ (die lehrmäßig entfaltete Regel des Glaubens) erwachsen ist. Damit verstärkt sich das Bild, dass theologische und religionspolitische Entwicklungen rund um Synoden und Konzilien in der Spätantike maßgeblich zur Formierung liturgischer Riten, Feste und Festzeiten beigetragen haben. Die Studie von Florian Wegscheider verdient in der Liturgiewissenschaft, in der Herortologie und in der Kirchengeschichte höchste Aufmerksamkeit.

Graz

Peter Ebenbauer

MORALTHEOLOGIE

♦ Gärtner, Dirk: *Gelingen im Scheitern. Moraltheilologische Überlegungen zu zwei Kategorien einer christlichen Identität*

(Studien zu Spiritualität und Seelsorge 10). Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2020. (352) Kart. Euro 39,95 (D) / Euro 41,10 (A) / CHF 40,73. ISBN 978-3-7917-3143-8.

Begreift man die Frage nach einem gelingenden Leben als zentralen Ansatzpunkt der Ethik, so darf umgekehrt die Rückfrage nach dem Scheitern ebenso virulent sein. In seiner Dissertation *Gelingen im Scheitern* geht der Regens des Fuldaer Priesterseminars Dirk Gärtner eben dieser Rückfrage systematisch nach. So sieht er die Moraltheilologie immer auch dem Umgang mit dem Scheitern verpflichtet (17), das auf den gesamten Lebensentwurf hin bezogen und von daher existenziell gefasst werden muss (16). Dies soll innerhalb einer Ethik realisiert werden, die sich an der Klugheit, aber auch an der Kreuzestheologie als „Identitätszeichen des Christen“ (19) orientiert.

Allein hieran wird deutlich, dass sich diese Arbeit zum Thema „sittliche Identitätsfindung“ im Schnittfeld von Tugendethik und spiritueller Reflexion christlicher Lebenspraxis bewegt. Die Grundlegende Hermeneutik zur begrifflichen Ausgestaltung von Gelingen, Scheitern und (christlicher) Identität liefert der Ansatz von Klaus Demmer (1931–2014), der die existenzielle Dynamik dieser Begriffe im Konzept einer irreversiblen Lebensentscheidung aufgehoben sieht (148). „Unbedingte Treue zur singulären Lebensentscheidung verleiht der Identität eine Stabilität und verhindert eine Zerfaserung in verschiedene Identitäten.“ (150 – mit Demmer) Ein Bruch mit dieser Lebensentscheidung, die auch als ursprüngliche Berufung verstanden werden kann (154), bringt unweigerlich den Bruch der eigenen Identität und damit ein (existenzielles) Scheitern mit sich (152.154).

Inhaltlicher Aufriss: Gärtner versteht es sehr gut, sein klar formuliertes Unternehmen einer moraltheilologischen Reflexion des Scheiterns systematisch zu thematisieren und sich damit von einer bloßen betrachtenden Lebenskunst abzusetzen (13 f.). Sein erklärtes Ziel ist es dabei, „eine systematische Grundlagenreflexion“ anstrengen zu wollen, „die die Ergebnisse der einzelnen Disziplinen miteinander ins Gespräch bringt.“ (15) Dazu liefert der Verfasser zunächst eine sehr nützliche begriffliche Klärung der homonymen Vokabel „Scheitern“ (Kap. 2). Er folgt dem gewählten Duktus von Demmer insofern, als er eine moraltheilologische Zuspitzung des Scheiterns im Sinne eines lebensgeschichtlichen existenziellen (und auch sittlichen) Bruchs vor-